

Christopher Zimmer

DIE BLAUE KATZE

Jacques Grimault erhob sich und trat an die hohen Fenster, die den Lesesaal zum Garten hin öffneten. Charons hölzernen Nachen hatte Pierre diesen Saal genannt, der alle über den Fluss des Vergessens ins Reich der Schatten entführe, weit fort vom Leben draussen, vom grünen Licht des Dschungels, der Wildnis, der Gärten.

Warum dachte er heute so oft an Pierre?

Natürlich hatte Pierre gelacht, sein wettergegerbtes Gesicht wie von Furchen durchzogen, und die muskulösen Unterarme dabei verworfen, aufgekrepelt die Hemdsärmel, buntkariert und fest der Stoff. Und wer er dann sei, hatte Jacques gefragt, Charon? «Nein», so Pierre, «nur eine Planke des Bootes. Wie die Tische, die Regale, die Bücher, die Pappschilder, auf denen Silentium steht. Gib zu, dass du ein Diener der Unterwelt bist und immer in Uniform!»

Jacques Grimault lächelte und strich mit der Hand über den blauen Arbeitskittel. Seine Uniform. Aber es tat weh zu lächeln, sich zu erinnern, an Pierre.

Ein Zweig schwankte, das Gras teilte sich. Bedächtig schob sich die Schildkröte im Bibliotheksgarten durch ihr grünes Reich, wie damals auch, als sie beide hier angefangen hatten. Grenzgänger. Alsaciens.

Aber Pierre hatte geheiratet, hatte Kinder gehabt, sein Haus, seinen Garten, seine Bäume. Und ihn mit seiner Mansarde ausgelacht und doch gerne besucht, getrunken, bis Marie ihn holen kam. Sie wird uns beide überleben, dachte er und verfolgte die sich schliessende Spur der Schildkröte. Pierre hat sie schon überlebt.

Die Tür des Lesesaals öffnete sich und fiel hörbar ins Schloss. Jacques Grimault sah auf die Wanduhr. In einer Viertelstunde würde die Bibliothek schliessen. Der späte Besucher hatte seinen Blick bemerkt und setzte sich verwirrt an einen der Tische. Jacques sah Frau Amgarten durch die Glasscheibe an. Sie zuckte mit den Schultern und winkte mit einem Leihzettel.

Jacques ging ins angrenzende Büro. Frau Amgarten reichte ihm den Leihzettel mit diesem ironischen Lächeln, das ihm so unangemessen erschien. Pflicht hatte ohne Ironie auszukommen. Er holte das Buch aus dem Magazin und brachte es eigenhändig an meinen Tisch. «Danke.»

Monsieur Grimault nickte nur und kehrte auf den hohen Hocker hinter seinem Arbeitspult zurück. Dort wartete er ohne Anzeichen von Ungeduld, ermahnte mich endlich höflich und schloss die Glastür hinter mir.

Frau Amgarten war bereits auf und davon, als er den blauen Kittel sorgfältig in seinen Spind hängte und sein Jackett anzog. Er warf einen prüfenden Blick in den Spiegel, strich sich kurz über das glatte Haar und den dunklen, sauber

geschnittenen Schnurrbart und trat durch den Katalograum in die grosse Eingangshalle des Museums.

Die Halle lag verlassen vor ihm. Nur Heinz, der gerade die Drehtür abschloss, war noch da. «Bonsoir, Heinz», rief ihm Jacques zu, «ich nehme die Türe nach hinten.» «Isch guet», antwortete dieser. «Guet Nacht au.» Dann schloss sich die Tür zum Katalograum hinter ihm und verschluckte seine Schritte.

Jacques ging durch die Halle. Vor der grossen Marmortreppe blieb er stehen und sah zu den Frauen über der Drehtür hinauf. Spätes Licht fiel durch das bunte Glas, und das blaue und rote Schwesternpaar<sup>1</sup> schwebte ihm entgegen. Für einen Augenblick verlor er sich in dem Licht, löste sich auf, wurde leicht. Dann holte ihn sein Leib zurück, mit kalten Gliedern und Schweiss auf dem Gesicht. Er fand sich auf einer der Stufen wieder, an das Steingeländer gelehnt. Das Licht war blasser geworden. Die Frauen erloschen. Die blaue Katze kam von der Seite der Bibliothek auf die Treppe zu, wischte an ihm vorbei und sprang die schneehellen Stufen hinauf.

Etwas wie der Sinn für sich Gehörendes erwachte in Jacques. Darin hatte die Katze keinen Platz, auch nicht eine blaue. Er richtete sich vorsichtig auf, hielt sich an der steinernen Brüstung. Aber es war wohl nichts Ernsthaftes gewesen. Eine kleine Schwäche. Seine Aufmerksamkeit hatte der Katze zu gelten.

Jacques stieg die Stufen hinauf, Rodins grossem Schatten<sup>2</sup> entgegen, der auf halber Höhe an der Wende der Treppe zum ersten Stock hin stand. «In Österreich heisst Halbstock Mezzanin», sagte Pierre. «Nicht wahr, Jacques, das klingt wie ein eigenes Land. Im Land Mezzanin, da sind die Schatten schon ein wenig grösser als bei dir in der Unterwelt, aber kein bisschen lebendiger. Gerade mal auf dem Weg zum Leben hin.»

Im ersten Stock sah er die Katze wieder, blau an die marmornen Beine des arm- und kopflosen Mannes<sup>3</sup> geschmiegt. Als sie ihn erblickte, sprang sie vom Sockel herab und lief verlockend langsam über den spiegelnden Boden. Jacques folgte ihr, vorbei an Adonis<sup>4</sup> und dem grossen bronzenen Haupt<sup>5</sup>.

Im Hofumgang des ersten Stocks blieb er stehen, plötzlich verwirrt angesichts der weissen Schleier vor den Fenstern und dem Licht, das sich in den Schleiern verfang. Aber warum bauschten sich die Schleier nicht im Wind, der vom See herkam? Von Chexbres aus<sup>6</sup> blickte er über den grünen Spiegel, weit bis zum blauen Band der Berge und den dicken Wolkenkissen. Und aus der Tiefe des Himmels sprang ihm die Katze entgegen, die wohl in allem Blau heimisch war, verliess die Leinwand, den Rahmen, das Bild und lief vorbei an den Schleiern. Einmal noch sah sie zurück, sah sich nach ihm um, als rief sie ihn.

Jacques verliess den hellen Gang, betrat die braunen Höhlen. Dort hingen die Bilder, auf denen das Licht in farbige Splitter zerbrochen lag, keinen Halt bietend.

Den suchte sich Jacques in den Zahlen, die über den Türen hingen, und obwohl Pierre ihn auslachte, sprach er sie laut vor sich hin wie einen Abzählreim. Er hätte auch sagen können: Gauguin, Renoir, Cézanne, Monet, Dégas, Redon, Van Gogh, aber er zog die Siebenundzwanzig vor, und dann die Sechsendzwanzig, die Fünfundzwanzig, vor allem die Vierundzwanzig, die wie eine Brücke war, auf der er sicher über den Seerosenteich<sup>7</sup> gelangte. Noch war die Dreiundzwanzig zu überwinden, dann endlich war die Zweiundzwanzig erreicht.

Dort empfing ihn zwar das springende Pferd, und am Boden lag verletzt der Jockey, und das Pferd stob reiterlos davon<sup>8</sup>, doch schon gegenüber fand er das Feste der stillen, braunen Gesichter, ein ganz anderes Schwesternpaar<sup>9</sup>, eines, das in sich ruhte, keinem zufälligen Licht unterworfen.

Jacques setzte sich auf einen der gepolsterten Lederhocker in der Mitte der Zweiundzwanzig und sah durch die Fenster, auf Dächer, auf Baumwipfel, auf den gewohnteren Himmel über der Stadt. Das dumpfe Geräusch der Strassenbahn und der Autos drang von der Strasse bis hier in den getäferten Raum hinauf. Die Wände festigten sich wieder, die Vorhänge waren Vorhänge. Jacques meinte, wieder zu sich zu finden, und doch war es wie ein Verlust.

Dann rettete ihn das Klavierspiel, das leise zu hören war. Jacques' Blick glitt vom Fenster ab. Die Frau trug ein weisses Kleid, getaucht in grasgrünes Licht, wie ihre Haut, wie die Tapete, die vielleicht eine Wiese war, wie das Klavier. Aber sie war es nicht, die spielte. Sie blieb nur ein Bild<sup>10</sup>.

Jacques drehte sich um. Sah den Garten, sah die blaue Katze, die über die Wiese lief, sah die Gestalt einer Frau, die ihm, von Daubigny her kommend<sup>11</sup>, zuwinkte. Langsam stieg er den sanft geschwungenen Hügel empor. Die Frau verschwand zwischen den Bäumen. Jacques sah nach Daubigny hinüber, zu dem rosafarbenen Herrenhaus und der dunklen, gedrungenen Kirche. Dann folgte er der Frau.

Hinter dem Wald betrat er das Haus und setzte sich zu Pierre an den hell gescheuerten Küchentisch. Die Frau stellte ein Glas vor ihn hin und schenkte klaren Wein ein. Durch eine Tür erblickte Jacques Madame Gachet, die ihm zulächelte, ohne ihr Klavierspiel zu unterbrechen. Pierres braungebrannte, muskulöse Unterarme ruhten auf dem Holztisch. Der feste, buntkarierte Stoff seines Hemdes sog das Licht der Sonne ein und gab es wieder.

Sie tranken Wein und blickten durch das weitgeöffnete Fenster hinaus, auf den Strand und die Wellen, die das Meer herantrug. Ein kühlender Wind und das geduldige Rauschen der brechenden Wogen wehten ihnen entgegen.

Piepmatz 1996

Die aufgeführten Bilder und Skulpturen in der Reihenfolge ihres Erscheinens:

1. Otto Staiger: Universität und Museum, Glasgemälde, 1936
2. Auguste Rodin: La grande ombre, 1880
3. Auguste Rodin: L'homme qui marche, 1905
4. Auguste Rodin: L'âge d'Airan, 1876/80
5. Auguste Rodin: Pierre de Wissant, Tête colossale, 1908/09
6. Ferdinand Hodler: Der Genfersee von Chexbres aus, 1905
7. Claude Monet: Bassin aux nymphéas, 1917–19
8. Edgar Degas: Jockey blessé, um 1896–98
9. Paul Gauguin: Nafea Faa ipoipo, 1892
10. Vincent van Gogh: Margerit Gachet au piano, 1890
11. Vincent van Gogh: Le jardin de Daubigny, 1890

Allesamt im Kunstmuseum Basel. Die damalige Hängung und Aufstellung entspricht nicht mehr dem aktuellen Stand. Auch befinden sich nicht mehr alle Werke im Kunstmuseum Basel.